

(Nachdruck verboten.)

17]

Pelle der Eroberer.

Lehrjahre.

Roman von W. Andersen Herzö.

Nach einer Weile, als er wieder dort vorüberkam, ging ein Mann in gebeugter Stellung mit einem brennenden Streichholz dicht über den Pflastersteinen. Es war der Kneeder. Es kitzelte Pelle so eigentümlich in der Zwerchfellgegend. „Haben Sie etwas verloren?“ fragte er boshaft, er stand auf dem Sprung für den Fall, daß es eine Ohrfeige setzen sollte. „Ja, ja, ein Fünfundzwanzigörestück!“ stöhnte der Kneeder. „Kannst Du mir nicht suchen helfen, mein Junge?“

Nun das hatte er ja längst gewußt, daß Mosen dadurch der reichste Mann der Stadt geworden war, daß er mit verdorbenen Nahrungsmitteln Schiffe probiantiert und alte Seelenverkäufer, die er hoch versicherte, frisch aufgetafelt hatte. Er wußte auch, wer ein Dieb und wer ein Bankrottspieler war, und daß Kaufmann Lau nur mit den kleinen Meistern verkehrte, weil seine Töchter zu Schaden gekommen war. Pelle kannte den geheimen Stolz der Stadt, die Toppgaleasse*), die einzig und allein die Verlockung der Großstadt repräsentierte, die beiden Bauernfänger und den Konsul mit der fressenden Krankheit. Das war alles befriedigendes Wissen für einen Verächtlichen.

Es war keineswegs seine Absicht, die Stadt irgend etwas von den Herrlichkeiten behalten zu lassen, mit denen er sie seinerzeit ausgestattet hatte, bei seinem beständigen Umherstreifen entkleidete er sie bis auf die Haut. Da lagen die Häuser so zierlich nach der Straße hinaus, bald vor, bald zurück, mit wunderlichen alten Türen und Blumen in allen Fenstern. Sie glänzten von blankem Teer an dem Fachwerk und waren immer frisch in der Kalkfarbe: oder ockergelb oder blendend weiß, feegrün oder blau wie der Himmel. An Sonntagen hatte man den Eindruck von Fest- und Flaggenstaub. Aber Pelle hatte die Rückseite eines jeden Hauses untersucht, und da waren Ablaufrinnen mit langem, schleimigen Bart, stinkende Drangtonnen und ein großer Kehrichtkasten mit einem herbriechenden Holunderbaum darüber; zwischen den Pflastersteinen schwammen Heringsschuppen und Dorjschmägen, und die Mauern waren unten scheidig von grünem Moos.

Der Buchbinder und seine Frau, die gingen Hand in Hand, wenn sie sich zu den Versammlungen des christlichen Vereins begaben. Aber zu Hause prügelten sie sich, und wenn sie im Bett saßen und aus demselben Gesangbuch sangen, kniffen sie sich gegenseitig in die Weina. „Sa,“ sagten die Leute, „so ein nettes Paar!“ aber die Stadt vermochte nicht, Pelle ein A für ein U zu machen, er wußte Verscheid. Hätte er nur ebenso genau gewußt, wo er eine neue Bluse herkommen sollte.

Eins ließ sich nicht so leicht entkleiden, sondern behielt beständig seine Märchenhaftigkeit: der Kredit! Zuerst benahm es ihm fast den Atem, daß die Leute hier in der Stadt alles, was sie gebrauchten, ohne Geld bekamen. „Wollen Sie es bitte anschreiben!“ sagten sie, wenn sie mit Schuhzeug kamen, „es soll angeschrieben werden!“ sagte er selbst, wenn er Einkäufe für Meisters machte. Alle sprachen sie dieselbe Zauberformel, und Pelle mußte an Vater Lasse denken, der die Schillinge zwanzigmal nachzählte, ehe er sich erlaubte, etwas dafür zu kaufen. Er versprach sich viel von dieser Entdeckung, es war seine Absicht, diese Zauberformel in reichem Maße zu benutzen, wenn seine eigenen Mittel erschöpft waren.

Jetzt war er natürlich klüger geworden. Er hatte gesehen, daß gerade die Allerärmsten immer mit dem Schilling in der Hand antreten mußten, und im übrigen kam auch für die anderen ein Tag der Abrechnung. Der Meister sprach schon mit Grauen von Neujahr; und es drückte den Betrieb nieder, daß der Lederhändler ihn in der Tasche hatte, und er sein Material nicht da kaufen konnte, wo es am billigsten war. Alle die kleinen Meister seufzten darunter.

Aber damit war das Märchenhafte nicht erschöpft, hier

war doch eine Art und Weise, einen Wechsel auf das Glück zu ziehen, das auf sich warten ließ, und auf die Zukunft, die alle Wechsel einlöst. Der Kredit war ein Funke Poesie in all diesem Gefrabben, hier gingen Leute herum, die so arm waren wie Kirchenmäuse und doch den Grafen gaben. Alfred war so ein Glückskind, er verdiente keinen roten Heller, war aber fein in Kleidung wie ein Ladengehilfe und ließ sich nichts abgehen. Bekam er Lust zu irgend etwas, so ging er ganz einfach hin und entnahm es auf Pamp; ein Nein bekam er nie. Die Kameraden beneideten ihn und sahen zu ihm auf wie zu einem Glücksprinzen.

Pelle hatte ja auch ein kleines Lechtelmechtel mit dem Glück, und so ging er denn eines Tages ganz flott in den Laden, um sich Unterkleidungsstücke zu kaufen. Als er Kredit verlangte, sahen sie ihn an, als sei er nicht recht bei Trost, er mußte unberückeltere Sache gehen. „Darunter muß ein Geheimnis stecken, das ich nicht kenne,“ dachte Pelle; er hatte eine dunkle Erinnerung an einen anderen Jungen, der auch nicht imstande war, den Kessel dazu zu bewegen, Grütze zu kochen, und das Tischlein, sich für ihn zu decken, weil er das Wort nicht kannte. Er suchte sogleich Alfred auf, um Klarheit zu erlangen.

Alfred stand mit neuen Patenthosenträgern da und band sich den Kragen um, an den Füßen hatte er Pantoffeln mit Pelzeinfassung, sie sahen aus wie Tauben, die sich kröpfen. „Die hab ich von einer Meistertochter bekommen,“ sagte er und kokettierte mit seinen Beinen, „sie ist ganz weg in mich. Süß ist sie auch, aber da ist kein Geld.“

Pelle erzählte von seiner Not.

„Hemden, Hemden!“ jubelte Alfred und schlug sich mit der Hand vor die Stirn. „Er will, weiß Gott, Hemden auf Pamp nehmen! Wenn es noch Manschettenhemden wären!“ Er war kurz davor, zu plähen vor Lachen.

Pelle ging von neuem darauf los. Als der Bauer, der er noch immer war, hatte er in erster Linie an Hemden gedacht; aber nun wollte er einen Sommerüberzieher und Gummianschetten haben. „Wozu willst Du denn Kredit haben?“ fragte der Kaufmann zögernd. „Erwartest Du irgend woher Geld? Oder hast Du jemand, der für Dich gut sagen kann?“

Nein, Pelle wollte die Sache schon selbst deichseln, aber er hatte nur gerade jetzt kein Geld.

„Dann warte Du nur, bist Du was hast!“ sagte der Kaufmann mürrisch. „Wir kleiden keine armen Jagen ein!“ Pelle mußte vor dem schleichen wie ein begossener Pudel. „Du bist ein Rindvieh,“ sagte Alfred kurz. „Du bist gerade so wie Albinus, der kann es auch nicht lernen.“

„Wie machst Du es denn?“ fragte Pelle kleinlaut.

„Wie ich es mache — wie ich es mache —“ Alfred konnte keine Erklärung dafür geben. Es kam ganz von selbst. „Aber ich sage natürlich nicht, daß ich arm bin. Na, laß Du es man lieber nach, es glückt Dir doch nicht!“

„Warum sitzt Du da und kneiffst Dich in die Oberlippe?“ fragte Pelle mißmutig.

„Kneiffen? Ich drehe ja meinen Schnurrbart, Du Schaf!“

7.

Pelle war am Sonnabendnachmittag mit dem Fegen der Straße beschäftigt. Es war gegen Abend, in den kleinen Häusern war schon Feuer auf dem Herd; man hörte es bei Maurer Rasmussen und dem schwedischen Anders prasseln, und der Geruch gebratener Heringe erfüllte die Straße. Die Frauen bereiteten etwas extra Gutes, um den Mann zu ködern, wenn er nun bald mit dem Wochenlohn nach Hause kam. Dann liefen sie zum Höker nach Schnaps und Bier, die Türen ließen sie weit offen hinter sich stehen, sie hatten gerade die halbe Minute, während der Hering auf der einen Seite fertig brüt! So — Pelle schnüffelte ganz weit hinein — nun hatte sich Madam Rasmussen mit dem Höker fest geschwagt! „Madam Rasmussen!“ Ihr Hering verbrennt!“ freizüchte eine Stimme, da kam sie herbei gestürzt und drehte beschämt den Kopf von Haus zu Haus, während sie über die Straße jagte und hinein! Der blaue Rauch sank zwischen die Häuser hinab, die Sonne fiel niedrig hinein und füllte die Straße mit Goldstaub.

*) Bezeichnung eines kleineren Schiffes; hier im übertragenen Sinne für die einzige Prostituierte des Städtchens.

Den ganzen Weg hinab waren sie beim Regen: Väter Sorgen, die Waschfrau und Kontrolleurs Mädchen. Die schweren Maulbeerbäume brugten sich auf der anderen Seite der Straße über die Mauer herüber und reichten die letzten reifen Früchte dem hin, der sie pflücken wollte. Da drinnen hinter der Mauer ging wohl der reiche Kaufmann Hans und püffelte in seinem Garten, er, der sich mit dem Kindermädchen verheiratet hatte. Er kam nie heraus, und es ging das Gerücht, er werde von der Frau und ihrer Sippe eingesperrt gehalten. Aber Belse hatte das Ohr an die Mauer gelehnt und eine lallende Greisenstimme immer dieselben Kosenamen wiederholen hören, so daß es klang wie eines jener Liebeslieder, die nie ein Ende nehmen, und wenn er in der Dämmerung aus seinem Dachfenster hinaus schlich und auf den Dachrücken des Hauses kletterte, um einen Ueberblick über die Welt zu bekommen, sah er einen winzig kleinen, weißhaarigen Mann da unten gehen, den Arm um die Taille einer jüngeren Frau geschlungen. Sie gingen dahinwandelnder Jugend, und alle Augenblick mußten sie stehen bleiben, um sich zu schnäbeln. Es gingen die unförmlichsten Sagen über Kaufmann Hans und sein Geld, über das Vermögen, das einstmal vorzeiten auf einem Brief Stednadeln begründet wurde und so groß war, daß ein Fluch daran hängen mußte.

Aus dem Hause des Vaders heraus kam Sören geschlichen, das fromme Gesangbuch in der Hand. Er floh gleich hinüber in den Schutz der Mauer und eilte von dannen; der alte Jörgen stand da und glückte vor Lachen, während er ihm nachsah, die Hände um den Besen gefaltet.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Einwanderer.

Von Hermann Löns.

„Eine dumme Geschichte das,“ dachten die Kaninchen, „wirklich, eine zu dumme Geschichte!“

Nun waren es drei Tage her, daß sie nicht Wald noch Feld gesehen hatten. Seit drei Tagen waren sie in Kisten und Kästen herumgefahren, geschüttelt und gerüttelt worden, daß ihnen Hören und Sehen verging. Jedermal, wenn das Rütteln und Schütteln aufhörte, dachten sie, nun käme die Erlösung, aber es kam weiter nichts als neues Rütteln und Schütteln.

Froh und heiter hatten sie in ihren Sandbergen an der Emse gelebt, sich an den guten Sachen fett geäst, die auf den Feldern und Wiesen wuchsen, fleißig an ihren Bauern gearbeitet, ab und zu mit den Hirtenhunden Krieg gespielt, mit diesen albernen Hunden, die nicht dahinterkamen, daß ein Kaninchen schneller ist, als alles auf der Welt, das Haare und vier Beine hat und daß es sich unsichtbar machen kann, wenn es will.

Aber eines Tages kamen Männer mit Hunden und jagten die Kaninchen allesamt aus Busch und Heide zu Baue. Das wäre weiter nicht schlimm gewesen, denn unter der Erde ist es warm und gemütlich. Aber dann kam das Schreckliche: ein langes, weißes Tier, das wie ein Altis roch und rote Augen hatte, war in die Baue eingeschleift und da es eine Klingel um den Hals hatte, entsetzten sich die Kaninchen so arg, daß sie Hals über Kopf zu Tage fuhren. Das heißt, fahren wollten, denn ehe sie zur Besinnung kamen, verstrickten sie sich in einem Reze und kugelten damit im Heidekraute umher.

Und dann begann das eigentliche Elend. Sie wurden löpffings in einen Sack gesteckt, in dem sie in Todesangst hin- und herschossen, bis sie sich so abgestrampelt hatten, daß sie zitternd auf einem Haufen saßen. Dann wurden sie in dem Sack weit weggetragen, dann kamen sie in eine dunkle Kiste. Allerlei Futter fanden sie vor, aber sie rührten es nicht an und scharrten und knabberten an den Brettern, bis sie müde waren. Dann fuhr man sie in der Kiste über holprige Heidewege und lud sie irgendwo ab und dann wurden sie wieder aufgeladen und den halben Tag gefahren.

Kumpeldipumpel machte der Wagen und die drei Kaninchen fuhren übereinander hin. „Pr,“ schrie der Jagdaufscher und das Pferd stand. Der Kastendeckel öffnete sich, eine derbe Faust faßte hinein, erwischte ein Kaninchen nach dem andern und dann flogen die drei löpffüßer, löpffunter in das Heidekraut. Einen Augenblick sahen sie da, geblendet von der Sonne, betäubt von dem Geruche der Kiefern und der Heide, aber nur einen Augenblick, dann schlug jedes einen Haken und verschwand in der hohen Heide. Hinter ihnen her erklang das Gelächter des Jagdaufsehers.

Da sahen nun die drei unglücklichen Dinger, jedes unter einen Busch Heidekraut gedrückt und wußten nicht, was sie machen sollten. Still und stumm war es. Irgendwo schrie ein Häher, Wasserjungfern stürzten vorüber, die Grillen schwirrten, die Hänflinge und Goldammer nangen und es roch nach Heide, Kiefern und Birken. Aber es war eine andere Heide als die Heimatsheide. Dort führten überall die Pässe der Kaninchen hin und her, ringsumher lag Kaninchenlosung und die Luft war voll von Kaninchenwitterung. Hier

war von alledem nichts. Nach Gase und Nach roch es, aber nicht nach Kaninchen.

So dachte Hopps, der Rammfer. Er war von Natur aus sehr vorsichtig, denn er hatte im Gegensatz zu seinesgleichen einen tohlschwärzen Balg mit einer silbernen Blässe mit auf die Welt gebracht und fiel in Sand und Heide zu sehr auf. Aber als er eine Viertelstunde unter dem Heidebusche gesessen hatte, machte er einen Regel und sah sich um. Alles, was er sah, waren junge Kiefern und Birken, Heide, Sand und der silbergraue Stumpf einer Kiefer. Darauf hoppelte Hopps zu, denn da schien ihm besseres Kraut zu wachsen. Er pükte sich, äste einige Blättchen und dann scharrte er ein Wühlmausloch, das unter den Stumpf führte, größer, alle Augenblicke halt machend und witternd. Nach einer Stunde hatte er seinen Notbau fertig.

Die Arbeit hatte ihn hungrig gemacht. Heide mochte er nicht, Kiefern- und Birkenrinde noch viel weniger. So setzte er sich denn auf die Keulen und prüfte ringsum die Luft. Halbblinks roch es nach Klee. Vorsichtig rückte Hopps nach dieser Richtung hin. Wahrhaftig, der gute Geruch wurde immer stärker und da leuchtete auch schon zwischen den grauen Kiefern eine saftige Kleeblume auf. „Noch zu hell, viel zu hell noch,“ denkt Hopps und bleibt am Rande der Dichtung sitzen. Hinten in der Wiese bewegt sich etwas weiches hin und her. „Der Storch,“ denkt der Kaninchenbock. Ein Ruf kommt aus blauer Luft: „Das ist der Bussard.“ Das sind die Tiere, vor denen hat er keine Angst. Aber nun kommt von dem Felde ein heller Laut: „Also Hunde gibt es hier auch; dann ist es Zeit, sich einen sicheren Bau zu graben.“

Hopps rückt, nachdem er am Grabenrand sich am Grase geäst hat, wieder in die Dichtung, eilig, aber vorsichtig. „Salt, da riecht es ja nach Kaninchen!“ Hopps schnuppt einen Augenblick. „Das war Flißchen.“ Zweimal klopft er mit dem Hinterlaufe die Erde. Da taucht ein grauer Fleck zwischen zwei Heidebüscheln auf. Flißchen ist es. Steif und starr sitzt sie da; ebenso steif, ebenso starr sitzt Hopps ihr gegenüber. Keins rührt sich. Dann spielöhrt Hopps und rückt näher. Flißchen wendet sich zur Flucht. Hopps macht Salt und klopft wieder. Da faßt sie Vertrauen. Der Wind küfelt und trägt ihr die Bitterung von dem schwarzen Ding vor ihr zu. „Ich glaube, es ist Hoppschen,“ denkt sie. Da ist er auch schon. „Bist Du es?“ „Ja, wer sonst?“ „Das ist schön!“ „Und wo ist Witschel?“ „Keine Ahnung.“ „Wollen wir sie suchen?“ „Nachher; jetzt müssen wir einen Bau graben; es sind Hunde in der Nähe. Ein Rohr habe ich schon fertig.“ „Weiß ich!“ „Wieso denn?“ „Habe es gefunden und von der anderen Seite noch ein Rohr unter den Kiefernstumpf niedergebracht!“ „Du bist ein mächtig kluges Mädel! Aber nun komm, wir wollen jetzt den Kessel huddeln und dann können uns die Hunde was husten!“

Husch, husch, geht es durch das Heidekraut. Hopps ist ordentlich übermütig geworden, seitdem er Gesellschaft hat und macht vor lauter Vergnügen allerlei dumme Sprünge, und Flißchen wird von seiner Lustigkeit angesteckt und trägt auch einen frohen Hopyer über einen bunten Stein. Als die beiden aber nach dem alten Sumpf kommen, bleiben sie starr sitzen, denn da rührt sich etwas. „Warte, ich hole mir Wind!“ meint Hopps und leise schleicht er im Bogen zur Seite, bis er Wind bekommt. Aber dann klopft er lustig, denn der Wind sagte ihm, daß dort am Stulen Witschel ist. Da ist sie schon, die gute Dide. Hochaufgerichtet steht sie da und läßt die beiden herankommen. „Was wollt Ihr denn hier?“ „Die Rohre mit einem Kessel verbinden.“ „Habe ich schon längst gemacht. Aber wißt Ihr was? Seht mal dahin, da steht ein dichter Dornbusch. Bis zum Kessel sind es keine sechs Kaninchenlängen. Wenn wir nun eine Fahrt vom Kessel bis unter den Busch bringen, dann sind wir fein heraus!“ „Fein herein auch.“ „Also los!“

Ein eifriges Gebuddel beginnt. Hopps fängt unter dem Dornbusche an, Flißchen arbeitet ihm vom Kessel aus entgegen, und Witschel führt von dem anderen Rohre eine Verbindungsröhre nach der Dornbuscheinfahrt, einmal der besseren Durchlüftung wegen, dann aber auch, weil sie weiß, je mehr Fahrten ein Bau hat, um so leichter ist das Entkommen, vertritt sich einmal so ein Stinker von Altis hinein. Es war ein glücklicher Gedanke von Witschel, der Einfall mit dem Dornbusche, denn kaum, daß die drei in der Dämmerung am Rande der Kleeblume saßen und sich an den saftigen Blättern gütlich taten, kam ein Bauer den Weg entlang und hinter ihm her bummelte ein Spiz. So wie der die Kaninchen in die Nase bekam, fauste er hinterdrein, und wenn er sie auch nicht bekam, so hielt er doch die Fährte. Hopps und Flißchen nahmen den kürzesten Weg und fuhren über die Heide zu Baue, Witschel aber schlug vor dem Hund Haken auf Haken, bis ihm ganz dumm und albern zu Mute war. Und deshalb sah er sich nicht vor und rannte gerade dahin, wo Witschels Blume verschwand, mitten in den Schlehbusch hinein, und rannte sich einen dicken Dorn unter die Nase, so daß er heulte, daß es weit über die Heide klang, und jammervoll winselnd kehrte er zu seinem Herrn zurück.

(Schluß folgt.)

Die Hygiene-Ausstellung.

III. Öffentliche Gesundheitspflege.

Unter Zivilisation kann man gemeinhin verstehen, technischen Fortschritten und wissenschaftlichen Erkenntnissen mittels ge-

gesellschaftlicher Organisation zu allgemein nützlichen oder angenehmen Wirkungen zu verhelfen. So erklären sich die Wandlungen in der Ernährung, Wohnung und Kleidung der Menschen, in ihrem Verkehr und in ihrer Arbeit, in ihrer Körperlichkeit und ihrer geistigen Existenz. Zur Zivilisation, die noch gar nicht Kultur genannt zu werden braucht, gehören dann auch die Maßnahmen, Störungen im sozialen Leben durch Vorbeugung oder Abhilfe zu verhindern oder zu mildern. Die öffentliche Gesundheitspflege ist eine solche notwendige Funktion des Gesellschaftskörpers, seine innere Reibung zu vermindern oder ganz aufzuheben. Die persönliche Gesundheitspflege muß, je lebendiger der soziale Gedanke wird, immer mehr zur öffentlichen Gesundheitspflege werden, ohne daß freilich, was man in eigentlichem Sinne persönliche Körper- und Gesundheitspflege nennt, dadurch überflüssig oder zwangsmäßig wird. Beide Arten der Hygiene stehen in enger Wechselwirkung: je ausgeprägter bei den Individuen der Sinn für Körperpflege, desto vollkommener werden die öffentlichen hygienischen Einrichtungen sein, und umgekehrt wieder: je vollkommener diese, desto mehr wird der einzelne für sich auf die Gesunderhaltung seines Körpers achten. Ein Geschichtsschreiber berichtet, wenn Ludwig XIV., der Sonnenkönig, heute springlebendig unter uns träte, in all seiner Königspracht, so würden sich die Menschen von heute die Nase zuhalten; des Sonnenkönigs Majestät würde nach unseren Begriffen — stinken. Denn zu seiner Zeit wuschen sich die Damen und Herren der Gesellschaft nicht; bei dem beinahe festlichen Akt des lever, da der König vom Bette aufstand und nun in der Gesellschaft der Hofschranzen angekleidet ward, blieb für das Waschen keine Zeit — man wuschte sich die sichtbaren Körperstellen mit weingeistgetränkten Wattebäuschchen ab und verdeckte die schwärzlichen Spuren mit Puder. Noch über Goethes Zeit hinaus waren auch in herrschaftlichen Haushaltungen die Waschschüsseln und Wasserkrüge für unser Empfinden lächerlich klein, und man brauchte sehr wenig Wasser, um dem Reinlichkeitsbedürfnis zu genügen. Seit das Badewesen des Mittelalters unter dem Verdacht, die Volksseuchen zu verbreiten, eingeschlafen oder ausgerottet war, hatte man verlernt, mit dem Wasser verschwenderisch umzugehen. Deshalb war auch kein Bedürfnis, in den langsam wachsenden Städten für reichliches Wasser zu sorgen. Deshalb blieb die Wasserversorgung durch die Gemeinden auf primitivstem Stande, und wir haben hier gleich ein Beispiel für diese Wechselwirkung zwischen persönlicher und öffentlicher Körper- und Gesundheitspflege.

Man hatte auch fast das Wassertrinken verlernt, und ehe man noch gutes von schlechtem Trinkwasser zu unterscheiden lernte — die Fähigkeit dazu fehlte bis gegen das Ende des 19. Jahrhunderts überhaupt —, verstand man es, für gutes Bier und guten Wein zu sorgen: die Kontrolle des Brauwesens und der Weinfekerei ging schon frühzeitig in staatliche oder städtische Verwaltung über. Auch die alchimistischen Mysterien der Apotheken machten es notwendig, einzugreifen, Arzneibücher herauszugeben, die Apotheker Prüfungen zu unterziehen, die Apotheken zu visitieren. Wie mit dem Wasser, so war man aber auch mit dem Alkoholismus in schlechtem daran, vor Erfindung des Mikroskops waren Verfälschungen fast unentdeckbar, trotzdem schon im 17. Jahrhundert Leeuwenhoeft mittels eines sehr unvollkommenen Mikroskops lebende Bakterien beobachtet hatte. Was man tun konnte, beschränkte sich auf die Fleischbeschau, auf Konservierungsmethoden, und das war sicher auch nur in wenigen Gemeinden öffentliche Einrichtung.

Aber aus früherer Zeit hatte sich, infolge der bitteren Lehre der Volksseuchen, wohl allenthalben, wenigstens in den Städten, eine prophylaktische öffentliche Gesundheitspflege fortgeerbt, die sich allerdings mehr gegen krankheitsverdächtige Personen richtete, als ihnen wirklich zu nützen verstand. Wer weiß, wie es um diese Dinge heute noch in rüdständigen Gegenden bestellt ist, mag sich ein Bild davon machen, wie es vor Jahrhunderten mit einer Quarantäne, mit der Beaussichtigung der Landstreicher, mit dem Verbot der Einfuhr „pestigender“ Waren gewesen sein mag. Aber es war doch ein Anfang; man verbrannte verseuchtes Material, stellte auch schon Desinfektoren an, wofür besonders italienische Städte, vor allem Venedig, Vorbildlich waren, und man begriff, daß zu solchen Maßregeln im Interesse der allgemeinen Gesundheit auch die regelmäßige Reinhaltung der Straßen gehöre. Auch mit den Krankenhäusern ging es, besonders durch Austausch von Erfahrungen, langsam vorwärts, nur ein düsteres Kapitel der Krankenpflege, die Behandlung der Irrenjungen hielt sich lange in finsternen, mittelalterlichen Anschauungen. Mit dem 19. Jahrhundert erweiterte sich auch das von den Krankenhäusern gepflegte Heilbad zum Bade schlechthin, zum Schwimmbad. Förderlich wirkte hierbei die nationale Bewegung nach den Befreiungskriegen, die die körperliche Müstigkeit des Volkes durch Leibesübungen zu erhöhen trachtete und diese Leibesübungen zu einer öffentlichen Angelegenheit machte, wodurch sie ja auch zugleich bei den Regierungen politisch anrücklich ward.

Von hier aus setzt nun die öffentliche Gesundheitspflege der neueren Zeit ein. In welchem Umfange sie in Dresden dargestellt ist, das geht aus ihrer Einteilung in 36 Gruppen und 7 Sondergruppen hervor: sie ist auf acht große Ausstellungshallen verteilt.

Es kann sich also im folgenden nur um eine Aufreihung der einzelnen Abteilungen handeln; man erkennt daran wenigstens den ungeheuren Umfang nicht nur der Ausstellung, sondern mehr noch

den des Gebietes der öffentlichen Gesundheitspflege, der sozialen Hygiene. Wir gewinnen einen Einblick, in welchem Maße heute öffentliche Mittel und Einrichtungen dazu bestimmt sind, die ungeheuren Komplikationen zu verhindern, die Epidemien und Volksseuchen oder auch nur Degenerationserscheinungen für die soziale Struktur des Volkstörpers mit sich bringen würden. Diese öffentliche Gesundheitspflege muß deshalb auch über den Bereich der menschlichen Gesundheit hinausgreifen, muß die Tierseuchen mit in ihre Arbeit einbeziehen, weil vom Stande der Tiergesundheit nicht nur die Ernährung der Menschen berührt wird, sondern weil auch direkte Krankheitsübertragungen von Tier auf Mensch möglich sind, ganz ungeachtet der wirtschaftlichen Wirkungen, die Tierseuchen mit sich bringen. Es werden hier die Krankheitserreger, die Parasiten von Tier und Mensch in mikroskopischen und natürlichen Präparaten und auch die Methoden und die Apparatur der bakteriologischen Untersuchung am lebenden oder toten Tier gezeigt.

Eine große Abteilung befaßt sich sodann mit den Infektionskrankheiten des Menschen. Mikrobiologische und parasitologische Studien werden hier vorgeführt, bakteriologische Präparate und Laboratorien geben einen Begriff von diesen Infektionskrankheiten und ihrer Bekämpfung, die durch umfangreiche Statistiken noch erläutert werden. Von hier aus begreift man leichter die Abteilung Immunität und Schutzimpfung, in der eine Uebersicht der modernen Forschungsergebnisse, Instrumentarien und des Wesen der Lymph- und Serumgewinnung vor Augen geführt werden: allerdings kaum für Laien berechnet. Die Seuchenbekämpfung umfaßt Ausstellungsmaterial über Medizin-Untersuchungsämter, Quarantäneanstalten, Ueberwachungsstationen, Impfanstalten, Desinfektion, ihre Apparate und die Ausbildungsgelegenheiten für Desinfektoren. Damit steht auch im Zusammenhang die Sonderausstellung über Tropenkrankheiten, die besonders vom Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten in Hamburg besichtigt ist, und die außerdem auch die tropischen Volkskrankheiten der Eingeborenen in Ursachen und Wirkungen erläutert.

Zu den Infektionskrankheiten sind auch die Geschlechtskrankheiten zu zählen, die unter Leitung der Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten vorgeführt werden. Es sind die Krankheitserreger in mikroskopischen Präparaten und die Krankheitserscheinungen in Photographien und Wachsmachbildern, ferner die außergerichtlichen Uebertragungsformen dargestellt und warnende Beispiele von kurpfuscherischer Behandlung beigelegt. Es ist eine ungeheuer ernste Abteilung, es soll hier aber ein Einspruch des preussischen Ministers des Innern gegen die Ausstellung der sanitäts- und sittenpolizeilichen Vorkehrungen der Großstädte gegen die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten einen Strich durch den Ausstellungsplan gemacht haben. Bieweit das eine Lücke in diese Abteilung reißt, mag aber ein Hygieniker vom Fach beurteilen.

Immer mehr zwingt sich die Erkenntnis auf, daß die öffentliche Gesundheitspflege sich zunächst mit der werdenden Generation zu befassen habe. Vom Säugling ab, eigentlich bei der werdenden Mutter schon hat die Jugendfürsorge einzusetzen: Säuglingspflege, Säuglingskrankenhäuser, Stillstuben, Mütterberatungsstellen, Milchbüchsen, der Mutterschutz, die Erziehung Kinderjüngler, Ziehkinderaufsichtigung, Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit, die Waisenfürsorge, die Schulhygiene. Ausgestellt kann freilich nur sein, was bis jetzt geschaffen ist, nicht was — ach, noch fehlt. Die Schulhygiene aber gibt ein breites Spiegelbild, die Hygiene des Schulgebäudes und seiner Einrichtungen, die Hygiene des Unterrichts selbst, die soziale Fürsorge für Kinder armer Eltern, die Schularzteneinrichtung, die Schulzahnklinik, das Internat, das Hilfsschulwesen — alles das sind ungeheuer wichtige Einzelfragen, die hier kaum vollständig, aber doch kaum irgendwo vollständiger studiert werden können.

Dann aber greift die öffentliche Hygiene auch über die Pflege des Kranken oder hilflosen Menschen hinaus auf seine Umgebung; wir leben in einer Zeit, in der demokratische Aufmerksamkeit dazu zwang, den Städtebau nach vernünftigen Grundrissen zu reformieren: das hygienische Gewissen zwang auch dazu. Und damit tauchten Fragen auf, denen die Ausstellung einen breiten Raum widmet in der Abteilung für Ansiedelung und Wohnung, die in Halle 54 untergebracht ist. In Modellen, Plänen, Statistiken, literarischen Publikationen werden hier die modernen Probleme des Städtebaues, der Bodenpolitik, der Bebauungspläne, der Bauordnung, des Verkehrs, des Baukredits und schließlich der Gartenstadt behandelt. Das Verhältnis der Stadt zu ihrer Waldumgebung, das Verhältnis zwischen Einkommen und Miete, der kommunale Grundbesitz, die kommunale Auffschliebung des Geländes findet hier seine Würdigung, ebenso wie die Grünpläne, Parkanlagen, Promenaden und Straßenbepflanzungen, Spielplätze und Sportplätze, alles Bezüge von hygienischer Bedeutung. Auch die innere Einrichtung der Wohnungen gehört hierher. Ferner wiederum die Technik des Städtebaues, die Abwasserbeseitigung und Reinigung, die Kanalisation, Straßentaubekämpfung, Flußwasserverunreinigung, Wasserleitungswesen, Trinkwasserbeschaffung und -verbesserung, die Beziehungen zwischen Boden und Wasser, Wasser und Krankheit (Typhus), Grundwasserspiegel und Baubeschaffenheit, Trockenlegung von Baugrund usw.

Von diesen Fragen aus erklären sich andere: die Förderung des Badewesens durch städtische Schwimmbäder und Volksbadeanstalten. Uebrigens nach meiner Ansicht eine gar nicht leicht zu nehmende hygienische Angelegenheit: in der ethnologischen Abteilung sind

Photos ausgestellt, die die religiösen Bäder der Indier im Ganges illustrieren, und diese Massenbäder sollen der Uebertragung und Verschleppung epidemischer Krankheiten förderlich sein. Ich besuchte an einem warmen Waisontag das Freibad am Wannsee bei Berlin, das an jenem Tage mindestens von einigen Tausenden bevölkert war, die sich badeten: die ganze Umgebung bis nach Nikolassee noch überdeutlich nach selten gelüfteten Menschenleibern! Das Wasserbad gibt also auch bei uns vielleicht zu hygienischen Bedenken Anlaß. Selbstverständlich ließen sich auch bei einem Massenbad, das ich aus anderen Gründen nicht missen möchte, hygienische Vorkehrungen treffen.

Von den öffentlichen hygienischen Einrichtungen seien nur noch kurz aufgezählt die öffentlichen Schlachthäuser mit ihren angegliederten Einrichtungen für Fleischbeschau usw., ferner die Einrichtungen für Milchversorgung und Milchhygiene, die sehr anschaulich den Laboratoriumsdienst darstellen (in einem Mustergut wird gezeigt, wie die Milch schon von der Kuh in hygienisch einwandfreiem Zustande gewonnen werden — könnte!), und weiter die vielgestaltigen Einrichtungen und Maßnahmen für die Nahrungsmittelkontrolle, die allerdings doch noch lüdenhaft genug sind, um Prozesse wie um die Waise Margarine möglich werden zu lassen.

Einige Hallen illustrieren die hygienischen Fragen im Verkehrsweesen, der Desinfektion der Eisenbahnwagen, der die von Rußland kommenden Wagen in Potsdam unterzogen werden, des Ungeziefers Halber, ferner Rettungseinrichtung für Eisenbahn und Schiff, Schiffdesinfektionswesen, das besonders von Hamburg aus beachtet ist, Hafenshygiene und die für Hafenstädte überaus wichtigen Maßregeln gegen Seucheneinschleppung. Auswandererhalten werden den Binnenländern schöner vorkommen, als sie in Wirklichkeit sind. Moderne Humanität kommt zum Ausdruck (wenigstens ausstellungsmäßig) in den Abteilungen für Geisteskrankenfürsorge, Gefängniswesen und Kruppelfürsorge.

Und schließlich ist das Vestatungswesen heute allgemein auch als eine Frage der öffentlichen Hygiene erkannt, die immer mehr die Feuerbestattung erheischt: diese wird übrigens in einem besonderen Pavillon für sich propagiert.

Eine besondere Abteilung befaßt sich sodann mit der Armee-, Marine- und Kolonialhygiene, die ja mehr oder minder Berufshygiene ist. Von dieser aber soll der nächste Abschnitt im besonderen handeln.

Hugo Hillig.

Stirbt die Kunst?

„Stirbt die Kunst?“ —

Diese seltsame Frage ist jetzt zum zweiten Male aufgetaucht. Schon vor Jahresfrist hatte Wäszkowski, der Chefredakteur der „lustigen Blätter“, die Frage gestellt, in etwas unklarer Weise behandelt und schließlich bejaht. Jetzt kommt ein Verursacher, um sie abermals zu stellen und abermals zu bejahen: Viktor Auburtin, der Schöpfer eines der feinsten deutschen Prosastücke: „Der Ambassadeur“, veröffentlicht in einem kleinen Feste bei A. Langens-München Ansichten, die nicht nur die kleine Gruppe der Literaten angehen. Hier wird ein Problem der Massen behandelt! Und weil er mit seinem blühenden Schwertlein so unvorsichtig herumgefuchelt hat — getan hat er keinem etwas — darum wollen wir die Marionette des Kritikers Auburtin (nicht des Künstlers!) auf eine kleine Bühne stellen und ihn sprechen lassen. Hoppla!

Aber sachte! sachte! Zünger ausreden lassen und nicht unterbrechen! Erst soll er uns erheitern und dann werden wir sehen. —

Und er spricht: Kunst ist Verückung, Naserei, Träumerei, Schwärmerei, Delirium . . . Kunst wuchs empor aus den dämmernden Kirchen, in denen (verlogene) Pfaffen beteten . . . Kunst entstand aus der Vagabondage und dem Elend des Schauspielers, aus den Heimen, edigen Kleinstädten, die noch keine Kanalisation hatten, aber Zbysse, — die Voraussetzungen der Kunst sind der Krieg, große Epidemien, Raubrittertum, regellose Unordnung! — (spricht er.) Die Ordnung kommt, die soziale Organisation, die wenigstens das aller-, aller schlimmste zu beseitigen versucht . . . und nun stirbt die Kunst! —

Vorhang.

Alseitiges Stammen. Also — wie? . . . Die Masse (wer ist das übrigens?) ist schuld am Untergang der Kunst. Nun. Welche Masse? An welcher Kunst? Das wollen wir sehen?

Zunächst: Kunst ist gar nicht „Delirium, Schwärmen, Träumerei!“ — Das kann sie auch sein. Aber wo bliebe, wenn sie es nur wäre, die edle Klarheit Goethes. „Ja!“ spricht die Marionette, „der könnte heute auch nicht mehr durchdringen, die Masse hat ja nicht die Geduld mehr, zu lesen.“ „Durchdringen?“ Ist denn Goethe „durchgedrungen?“ — Keine Spur; es erglitzern eine Unzahl ungünstiger Kritiken, die ihn nicht begriffen, und, wie er sich einsetzt zu Eckermann bellagte, „im eigentlichen Walle bleibe alles still.“ — Für solche Erscheinungen hat nun Auburtin zwei Schemen: erstens: die Masse kümmert sich nicht um die Kunst. Natürlich, sagt er dann, wie sollte sie auch, diese — Masse! Zweitens: sie kümmert sich um die Kunst. Dann schreit er: „Die Kunst stirbt an der Verpöbelung. Die Masse herrscht, und vor ihr hat alles zu kutschen. Sie verlangt billige Kunst und eine handfeste, deutliche Kunst, von der man doch etwas hat.“ — Ja! Aber das hat sie immer

getan. Und doch ist die ganz subtile Kunst weiter geblieben, unbekümmert um die . . . die . . . Masse. Ja, wer war denn das eigentlich?

Hören wir: „Daß in einem wohlorganisierten Bürgerstaate die Kunst sterben muß, das lehrt uns die Kunstgeschichte Hollands.“ — Aha! Das glaube ich, daß die dicken Mythen für die Kunst nichts übrig gehabt haben. — In einem Bürgerstaate, sagt er — ist das unsere Zukunft? Sicher nicht. Sondern —? Ach, die Marionette stimmt ein Klagesied an: „Unsere Species geht einer Verarmung entgegen. Wie bei den Ameisen und Bienen der Staat alles, die Persönlichkeit nichts ist, wie bei ihnen die Fress- und Greiforgane auf Kosten des verklümmerten Gehirns sich entwickelten, so wird es auch bei uns geschehen, die wir unser Heil auf das Dünne und Gemeinste gestellt haben, auf die Arbeit. All das Feine und Leise, das der Mühe und dem Eigensinn des Individuums entblüht, das wird verklümmert; schon in der Schule den Notizen die Nützlichkeit als das Höchste gepriesen; das ganze Leben darauf eingerichtet, ja keine Minute zu verträumen, ja die Zeit fleißig zu verhämmern und verpöbeln, ja immer mitten im wimmelnden Gausen zu bleiben. . . In 250 Jahren, wenn die soziale Organisation glänzend durchgeführt ist, dann wird man den Dämon des Künstlers schon auf den Schulbänken geduldet haben. . . Ich glaube, daß die menschliche Masse einer gewaltigen Zukunft entgegengeht. Ich glaube an das Kommen friedlicher Demokratie, immer, gemeiner Arbeiterschaften, die das Höchste wollen, und das Höchste erreichen werden. — Aber ich weiß, daß aus dem anonymen Gewimmel nie die reichend schmerzliche Strophe eines Liebes tönen wird, und sollte sie dennoch wieder einmal tönen, so wird sie nicht verstanden werden.“ —

Er weiß das. Aber nun genug der Fronte, denn wir wissen etwas anderes: Daß jede Zeit den Ausdruck ihrer Gesühle selbst findet und die Anemonen auch im April des Jahres 2361 nicht verfaulen werden, zu blühen. Auf detartige Einwendungen, sagt Auburtin, pfeife er. Nun, so wollen wir ihm eins trommeln. — So lange bis selbst er begriffen hat, daß die Massen sich nach der Kunst sehnen und für sie reif werden, und wenn der Pfeifer erklärt, „es gäbe nichts greulicheres als Schillertheater und jene Volksbühnen, wo die Kunst braven Arbeitern zu Aischingerpreisen serviert werde“ — so muß ihm getrommelt werden, daß die undisciplinierten Grünsler im Faust, die er gesehen hat, schon längst zu den Ausnahmen zählen. Schon. Dank den Vermählungen der Volksbühnen.

Das Spiel ist aus. Wir hängen die Puppe samt Schwert und Tragil wieder an die Wand und verlassen das Bühnchen mit einer Frage im Ohr, die so recht zeigt, wie Auburtin der Kleine — denkt. „Damals“, sagt er, „zur Zeit Xeros, da hat man schon das Ende der Kunst für gekommen gehalten, weil alles ausgehöpft schien. Sie ahnten noch nicht die ungeheuren Barbarenmassen, die jenseits der Grenzen lauerten, und in denen die Keime zu Rembrandts und Goethes Naturen schon vorhanden waren. Wo aber sind heute die Barbaren, aus denen wir uns erneuern können? Wo sind die Neresen?“ —

Ich erlaube mir, Herrn Viktor Auburtin auf die Existenz eines Proletariats aufmerksam zu machen.

K. T.

Kleines feuilleton.

Erdfunde.

Störungen der Schwerkraft. Was die Schwerkraft eigentlich ist, das ist vom Menschengesicht bisher niemals ergründet worden. Die Wissenschaft muß aber mit der Schwerkraft geschäftig rechnen und ihre Erscheinungen überall untersuchen, sowohl im unendlichen Gebiet des Weltraums, wie auf der Erde selbst. Die Schwerkraftbestimmungen auf dem Erdball werden seit einer Reihe von Jahrzehnten zu den wichtigsten Aufgaben der Naturforschung gezählt, und zwar ist es in erster Linie die Wissenschaft der Geodäsie oder Erdmessung, die sich damit beschäftigt. Nach der Theorie sollte, wenn die Erde eine Kugel und ihre Zusammensetzung eine völlig gleichmäßige wäre, ein Lot an jedem Punkt ihrer Oberfläche nach ihrem Mittelpunkt hin gerichtet sein. Das ist nun aber weit aus nicht der Fall. Einmal ist die Erde keine Kugel und hat infolgedessen auch keinen Mittelpunkt, ferner ist ihr Körper sehr ungleichmäßig zusammengesetzt, nicht nur mit Bezug auf die Art der Gesteine, sondern auch auf ihre Dichte. Im allgemeinen gilt nach der Summe der Beobachtungen der Sach, daß der Erdboden, der den Grund der Weltmeere bildet, sehr dicht zusammengesetzt ist und daß dagegen die tieferen Schichten unter den höchsten Gebirgen der Festländer verhältnismäßig aufgelockert sind. Diese Schlüsse sind aus der Beobachtung der sogenannten Lotabweichungen gezogen worden. Für die Herstellung von Karten haben solche Messungen selbstverständlich eine grundlegende Bedeutung. Auf der Insel Port; Nic in Westindien hat man beispielsweise jetzt die Beobachtung einer so großen Ablenkung des Lotes aus der senkrechten Richtung gemacht, daß man sich gezwungen sah, die nördliche und südliche Küstenlinie der Insel um fast 1 Kilometer auf den Karten zu verschieben.